

abgestattet, der Mann, der am 7. Januar 1809 starb, wird als Barockbildhauer in der Kunstgeschichte weiterleben. Den Menschen aber, die dank seiner sakralen Kunst eine Vertiefung ihrer Andacht erfahren, wie jene, die sich an dem Figurenvölkchen der Parkanlagen erfreuen, wird die stilistische Zuweisung wenig oder nichts bedeuten. Vielfach kennen sie gar den Namen dessen nicht, der von ihnen als „Puttenvater“ ebenso ehrenhaft wie vertraulich tituliert wird. Vielleicht sollte hier an den Prozeß erinnert werden, der für ein Volkslied typisch ist. Mit der Aneignung von Text und Melodie durch das Volk, mit dem Übergang dieses bestimmten Liedes auf die Allgemeinheit, versinken Textdichter und Komponist in der Anonymität. Kann einem Künstler eigentlich mehr Anerkennung zuteil werden, als durch den Besitzanspruch aller oder vieler auf sein Werk? Was der „Puttenvater“ den Menschen späterer Zeiten hinterließ, stellt ein Legat dar, das sich den Kriterien der Kunstwissenschaft weitgehend entzieht, zumindest, was die Motivationen der Aneignung bedeuten. Hier entscheidet souverän das Volk. Sein Votum besitzt Gewicht! Darum sollte nicht mehr über einen Mann geschrieben werden, der aus seinen Werken noch immer vernehmlich spricht und anspricht. Solche Ansprache zu erfahren, ist in Franken über kurze Reisewege nach vielen reizvollen Zielen möglich. Dankenswerterweise, sollte wohl abschließend noch hinzugefügt werden!

Literatur in Auswahl:

H.-P. Trenchel: Die kirchlichen Werke des Würzb. Hofbildhauers J. P. Wagner. Würzburg 1968

H. Muth: P. Wagner. Würzburg, o. J.

L. Lehmann: Die Jugendwerke J. P. A. Wagners. Diss. Würzb. 1933

H. A. Lempertz: J. P. A. Wagner. Diss. München 1904

H. Schneider: Das frühklassizist. Werk J. P. A. Wagners. Diss. Würzb. 1936

Erich Mende, Johann-Strauß-Straße 49, 8011 Baldham

Gertrudis Wamser

Ein Gräberfeld der Hallstattzeit aus dem fränkischen Tauberland

Die Hallstattkultur Frankens ist bislang hauptsächlich durch Einzelfunde, meist Alt-funde aus ungesicherten Fundumständen, bekannt geworden. Untersuchungen größerer geschlossener Komplexe wie Siedlungen und Gräberfelder, die naturgemäß mehr Aufschluß in der historischen Fragestellung geben können, stehen noch in den Anfängen. Bekannt ist hier vor allem das bislang komplett untersuchte und durch G. Kossack publizierte Gräberfeld von Großeibstadt, Ldkr. Rhön-Gräberfeld, das jedoch mit seinen ausschließlich reichen Kriegergräbern einen Sonderfall darstellt.

Nun ergab sich im Jahre 1973 die denkmalpflegerische Notwendigkeit und damit gleichzeitig die Chance, ein seit Jahren bekanntes großes Gräberfeld bei Tauberbischofsheim im badischen Frankenland vollständig auszugraben. Durch diese umfassende Untersuchung konnte man sich mehr Klarheit über die einheimische Ausprägung der Hallstattkultur erhoffen.

Es handelt sich um einen Bestattungsplatz der älteren bis jüngeren Hallstattzeit (7./6. Jhdt. v. Chr.) mit über 200 Toten, der sich über eine Fläche von 100 x 110 m ausdehnte. Er befand sich auf dem östlichen oberen Talhang der Tauber in unmittelbarer Nähe des Tauberbischofsheimer Ortsteils Impfingen. Das Gelände bestand hier hauptsächlich aus Ackerland, vermischt mit Obstbaumgruppen. Inmitten des Gräberfeldes



Einige bronzenne Schmuckstücke aus Impfingen: ganz oben ein Paar reich mit Kerben, Ritzungen und Kreisaugenstempeln verzierter Armspangen, in der Mitte ein massiver geschlossener Bronze-Armring mit Verzierung aus Rippen und Kerben, unten links ein Toilettenbesteck mit Pinzette, Nagelschneider und Ohrlöffelchen, in der Mitte eine Nadel mit farbigem Glaskopf, rechts kugelförmiger Bronze-Anhänger mit zylindrischem Fortsatz von einem Gürtelschmuck.



Typische Gefäßausstattung eines Grabes: ein großes Kegelhalsgefäß und vier Schalen unterschiedlicher Größe.

befindet sich ein Aussiedlerhof, bei dessen Bau ein zentraler Bereich des Bestattungsortes zerstört wurde und etwa ein Viertel der Gesamtfläche überbaut oder abplaniert wurde.

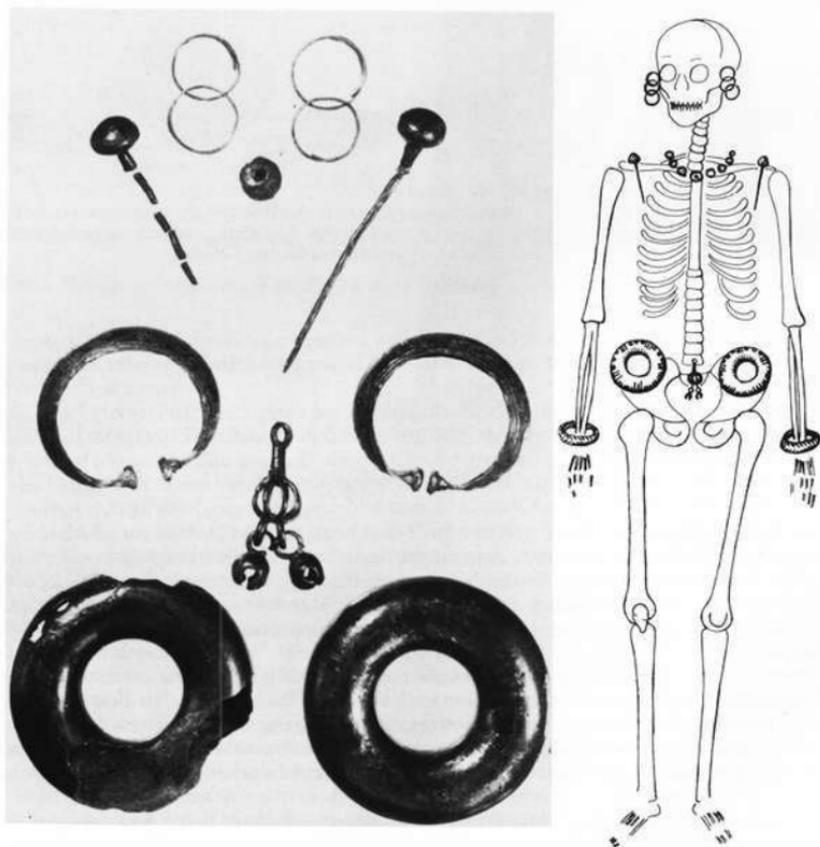
Vor Grabungsbeginn deutete oberflächlich nichts auf einen Bestattungsort hin. Die großflächige Untersuchung von über 7000 qm ergab jedoch, daß es sich ursprünglich um ein Grabhügelfeld gehandelt haben muß, das durch Erosion und landwirtschaftliche Bebauung völlig eingeebnet war. Die meisten Bestattungen lagen mit 0,30-0,50 m Tiefe nur wenig unter der heutigen Oberfläche und bildeten einen gleichmäßig durchgehenden Belegungshorizont, der annähernd auch dem heutigen Hanggefälle entsprach. Nur etwa ein Viertel der Toten hatte man eindeutig tiefer in Gruben beigesetzt.

Die meisten Bestattungen waren bei ihrer Auffindung noch mit — wenn auch oft lückenhaften — Steinkränzen umgeben, die sich durchweg, auch bei eingetieften Zentralgräbern, auf gleichem durchgängig flachem Bodenniveau der alten Erdoberfläche befanden. Die zwischen 2,5 und 8,0 m im Durchmesser großen Steinkreise waren demnach etwa ebenerdig angelegt und ganz offensichtlich auf Schau gebaute äußere Markierungen der Grabbereiche. Zumindest über den flach angelegten Bestattungen wird man sich zum Schutz eine hügelartige Abdeckung vorstellen müssen. Nach dem Grabungsbefund bestanden diese Hügel zum Großteil aus reinem Lößlehm. Nur wenige Anlagen besaßen im Zentrum noch eine zusätzliche Steinabdeckung, ihr häufiges Fehlen wird wohl auf eine systematische Steinlese in den Äckern zurückzuführen sein.

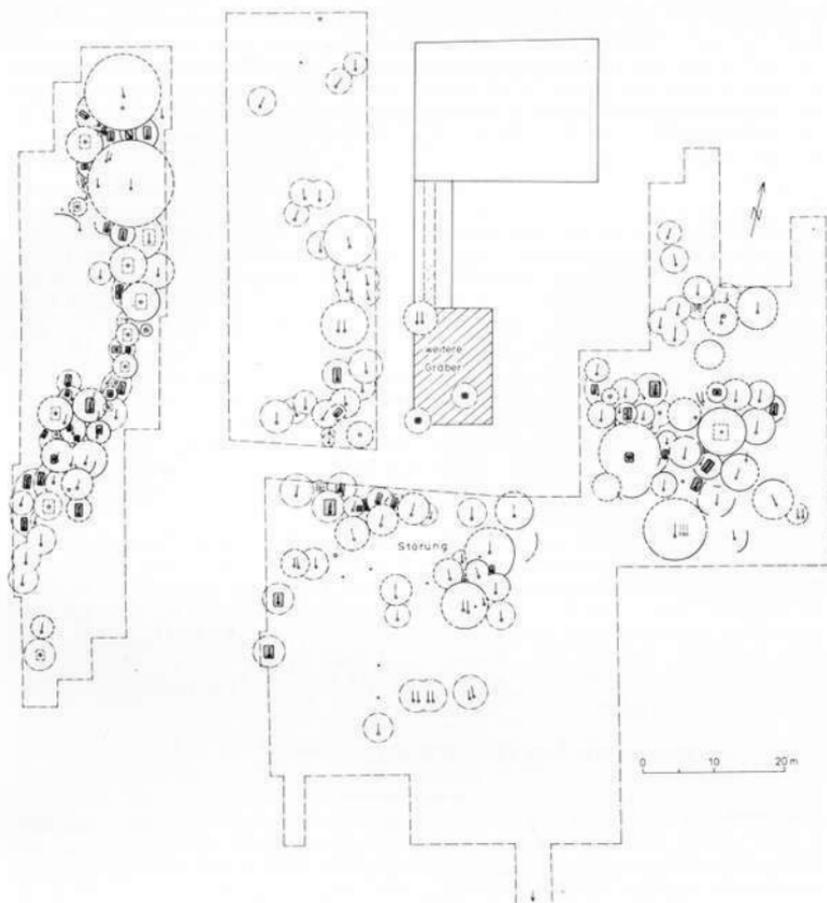
Die Belegung des Gräberfeldes erfolgte in unterschiedlicher Dichte und verschiedenen Gruppierungen. Deutlich setzt sich eine westliche langgestreckte Hügelkette ab, der im Osten eine breit angelegte dichte Zusammenballung gegenübersteht. In der weitgehend zerstörten Mitte scheint eine mehr lockere Anordnung vorherrschend gewesen zu sein (siehe Plan). Als typisch erscheint eine häufig sehr dichte Gruppierung der

Grabanlagen. Vielfach stoßen benachbarte Hügel mit ihren Kränzen aneinander oder sind zusammengebaut, indem der Steinkreis des später angeschlossenen Grabes mit nicht ganz vollständiger Rundung an den Kreis des ersten Hügel anschließt. Häufig sind weitere Hügel mit Teilkränzen angebaut, meist in entstandene Lücken und Zwickel zwischen schon bestehenden Anlagen. In dieser Art wurden ganze Hügelserien aneinander gefügt, so daß Gruppen entstanden, deren Mittelpunkt völlig unbaut war und die nach außen nur noch als einziger Großhügel erschienen sein müssen. Diese offenbar beabsichtigte Kumulierung läßt in diesen so zusammengeschlossenen Anlagen den Begräbnisplatz einer jeweils geschlossenen Gemeinschaft, sei es einer Familie, Sippe oder eines Weilers, vermuten. Durch diese Bauweise ergab sich in vielen Fällen die Möglichkeit, die zeitliche Abfolge benachbarter Anlagen festzustellen und somit auch für die chronologische Einordnung der Fundstücke Anhaltspunkte zu gewinnen.

Es überwiegen Körperbestattungen; nur bei einem Fünftel handelt es sich um Brandbestattungen, darunter einige Urnengräber, in der Mehrzahl waren es jedoch Anlagen



Schmuckausstattung einer reichen Frau. Dazu gehören Drahtohrringe, Perlen, ein Paar Gewandnadeln, Armringe und als Gürtelschmuck zwei dicke Bronzeringe und ein Klappanhänger. Rechts Skizze der Toten mit der Lage der Fundgegenstände.



Übersichtsplan des hallstattzeitlichen Grabhügelfeldes von Tauberbischofsheim-Impfingen. Charakteristisch ist die Art der Grabanlagen: relativ kleine Grabhügel, hier kenntlich an den umlaufenden Steinkränzen, sind häufig zu dichten Ballungen mit vielfachen Überschneidungen gruppiert

mit auf dem Grabboden ausgestreutem Leichenbrand. Die Körperbestattungen waren nach einer festen Regel angelegt: Der Tote lag Süd-Nord orientiert (Blick nach Norden), immer zu seiner Rechten, d. h. im östlichen Grabbereich, waren Geschirr- und Speisebeigaben — letztere in Resten kenntlich an Tierknochen — aufgereiht. Die Größe der Grabkammern ließ sich nur noch aus der Anordnung der Grabbeigaben erschließen, die ehemals hölzernen Kammerwände ließen sich im Boden nicht mehr erfassen.

Die Beigaben zeichnen sich durch große Gleichförmigkeit in der Typenauswahl wie auch der Variationsbreite aus. Die fast immer vorhandene Geschirrbeigabe besteht aus zwei großen Kegelhalbtöpfen, teils versehen mit einem kleinen Schöpfschälchen, und zwei bis vier Schalen. Auch die Schmuck- und Trachtbestandteile zeigen ein weitgehend

einheitliches Bild. Der volle Schmucksatz einer wohlhabenden Frau besteht aus Bronze- drahtohrringen, Halskette aus Bernstein- und Glasperlen, zwei paarigen bronzenen Gewandnadeln, zwei paarigen gegossenen mit Rippen und Ritzungen reich verzierten Bronzearmringen und einem Gürtelschmuck aus zwei großen dicken Bronzeohrringen mit dazwischen herabhängendem Bommelanhänger. Tragweise und Funktion dieser Hohlwulstringe konnten durch die Impfinger Befunde erstmals gesichert werden. Gute Beispiele solcher Beckenringe befinden sich auch im Mainfränkischen Museum Würzburg. Die dicken über einen Tonkern gegossenen Ringe haben einen Durchmesser von 10-15 cm bei einer Dicke von 2,5-4,0 cm. Sie waren, wie Abnutzungsspuren zeigen, offensichtlich mit Bändern an einem Gürtel befestigt, der mit den beiden nebeneinander angeordneten Ringen nach vorn getragen wurde. Dazwischen hing der Anhänger, eine geschlitzte Bommel oder eine Bronzekugel, herab, der neben seiner Schmuckwirkung wohl auch noch einen Amulettcharakter hatte, wie schon die Lage auf dem Leib andeutet. Die dicken Ringe sind oft mit konzentrisch umlaufenden Reihen von Kreisaugenstempeln verziert, das einzige getriebene Ringpaar weist dagegen Perlbockelreihen auf. Da in einigen Gräbern junger Frauen und Mädchen, die sonst recht gut mit Schmuck ausgestattet waren, dieser Gürtelschmuck fehlte, läßt sich vermuten, daß dieser Trachtbestandteil nur verheirateten Frauen vorbehalten war. Männer trugen einzelne Gewandnadeln altertümlich wirkender Form und Toilettengeräte, hauptsächlich Pinzetten und Nagelschneider, gelegentlich auch einen einzelnen Armring. Nur ein Toter des Gräberfeldes war mit einer Waffe, einem eisernen Hallstattschwert, ausgestattet.

Die Grabsitten und die Funde weisen deutlich auf die Tradition der älteren Hallstattzeit. Vergleiche einzelner Funde zeigen jedoch, daß die Belegung noch weit in die jüngere Hallstattstufe (= Ha—D) hineingereicht haben muß. Die betont altertümliche Prägung der jüngeren Phase, in der die Entwicklung zum Ha-D süddeutscher Art nicht mitvollzogen wird, mag durch die Lage des Taubergebietes am Nordrand des klassischen Hallstattkulturraums bedingt sein. Engere Bindungen zeigen sich zu Gruppen am Untermain und in Unterfranken, doch hat die Hallstattkultur des Taubergebietes ihre eigene regionale Prägung.

Dr. Gertrudis Wamser, Am Stein 14, 8700 Würzburg

Aus Bamberg:

I. Zum ersten Todestag von Professor Willy Messerschmitt, des aus Bamberg stammenden genialen Flugzeugkonstruktors, hat die Staatliche Bibliothek in der Neuen Residenz eine bis zum 15. Dezember geöffnete Gedächtnisausstellung eröffnet. Sie zeigt u. a. Originalskizzen aus der Hand Messerschmitts, so auch seine Pläne für ein Kleinauto der Nachkriegszeit. Messerschmitt hatte 1923 seine Flugzeugbau-Gesellschaft in Bamberg gegründet und hier auch mit dem Bamberger Segelfluggpionier Friedrich Harth seine ersten Flugkörper entwickelt.

II. Die Stadt Bamberg investiert derzeit rund 1,7 Millionen Mark in ihr E. T. A.-Hoffmann-Theater.

III. Für die Sanierung des ehemaligen Benediktinerklosters auf dem Michaelsberg, neben dem Dom und der Residenz der

stärkste Akzent im Bamberger Stadtbild, hat der Stadtrat im Vorgriff auf den Haushalt 1980 die erste Rate bereitgestellt. Die Renovierung des jetzt als Altenheim genutzten Klosterkomplexes wird rund vier Millionen Mark kosten. An der Gründung des Klosters, das seine Blütezeit im 11. und 12. Jahrhundert erlebte, hatte vermutlich Kaiser Heinrich II. Anteil.

IV. Der Verein „Fränkisches Brauereimuseum in der Bierstadt Bamberg“ hat die ersten Exponate für die von ihm geplanten Sammlungen erhalten. Als außergewöhnlich interessantes Stück gilt eine Holzrinne, wie sie früher an Stelle von Schläuchen zum Transport des Biers vom Sudhaus zum Hopfenseiher verwendet wurde. Wegen des künftigen Standorts seines Museums verhandelt der Verein noch mit der Stadt. Anvisiert ist eine stillgelegte Brauerei.

alles fr 293

Ein Schlesier in Franken:

Prof. Dr. Helmut Fuckner zum 65. Geburtstag

Aufzuzählen, wer sich um die fränkische Landeskunde verdient gemacht hat, ohne gebürtiger Franke zu sein, würde manchen Alteingesessenen verblüffen. Dazu gehören der Sprachwissenschaftler Ernst Schwarz, der Geologe Bruno von Freyberg, der Vorgeschichtler Christian Pescheck, der Historiker Gerhard Pfeiffer, Andreas Pampuch . . . Schlesier ist auch Professor Dr. Helmut Fuckner, der am 21. Februar seinen 65. Geburtstag feiert.

Aus einfachen Verhältnissen stammend — sein Vater war Maurer in Hermsdorf/Kynast —, ist ihm der Aufstieg zu Amt und Würden eines Universitätsprofessors nicht leicht gefallen. Nach dem Abitur in Bunzlau bezog er, zumal finanzielle Gründe ein längeres Studium verboten, 1935/37 die Hochschule der Lehrerbildung im nahen Hirschberg u. wurde zunächst Volksschullehrer. Unmittelbar darauf folgten Wehr-



Foto: Andreas Möhring, Erlangen

dienst, Soldatenschicksal und russische Kriegsgefangenschaft, aus der ihm eine abenteuerliche Flucht gelang. Bittere Erlebnisse trieben ihn dabei weiter bis nach Süddeutschland. An der Universität Erlangen nahm er, früheren Neigungen nachgebend, noch 1945 das Studium der Fächer Geologie, Erdkunde, Geschichte und Deutsch auf, das er 1947 mit dem Staatsexamen für das höhere Lehramt abschloß. Seine Doktorarbeit, mit der er 1950 promoviert wurde, beschäftigt sich mit der „Wasserversorgung der Südlichen Frankenalb in geographischer Betrachtung“.

Damit scheinen bereits zwei grundsätzliche Persönlichkeitsmerkmale auf: Fuckners Aufmerksamkeit für die Interdependenz Natur-Mensch, die ihn frühzeitig offen machte für Fragen des Umweltschutzes und der Landesplanung, und der regionale Bezug, der durch familiäre Verbindungen noch vertieft wurde. Jene Kommilitonin, die parallel über die Wasserversorgung der Nördlichen Frankenalb schrieb, wurde seine Ehefrau, der bekannte Heimatkundler Hans Scherzer, ehemals Dozent an der Hochschule für Lehrerbildung Bayreuth, mithin sein Schwiegervater. Dies schlug sich alsbald darin nieder, daß Fuckner in dem von Scherzer herausgegebenen Handbuch über „Franken“ (1. Aufl. 1955) das Kapitel „Erdgeschichte und Landschaftskunde Frankens“ übertrug, ein großer Stoff, den der bis vor kurzem Landfremde mit zähem Fleiß und bemerkenswertem darstellerischem Geschick bewältigte. Seither ist die zweite Heimat Franken ihm zum Berufs- und Lebensinhalt gleichermaßen geworden.

Forchheim, Schwabach und Erlangen waren seit 1948 die Stationen seiner Gymnasiallehrertätigkeit, zu der sich bereits 1951 mit der Versetzung nach Schwabach (Lehrerbildungsanstalt mit Deutschem Gymnasium) weitergehende Aufgaben im Bereich der Volksschullehrer-Ausbildung gesellten. Wissen weiterzutragen und in geeigneter Form weitergeben zu wollen, wie dies z. B. in seinen bibliographischen Beiträgen zur mittelfränkischen Heimatforschung (1962/63) oder in seinem Arbeitsheft über Erlangen (1964) geschah, ist ein dritter Wesenszug an ihm, der selbst wohl vor allem als Erzieher-